In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 36. Posen, den 14. Februar 1928. 2. Jahrg.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

28. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Bransen lächelte. „Nun werden Sie sehen." Er hing das Herz in den Duschapparat und legte die Schläuche in die Adern. Während seiner Tätigkeit blieb er so ruhig, als wenn er einen Kanarienvogel füttere, Hirnbringer dagegen konnte seiner Erregung kaum Herr werden. Er murmelte ununterbrochen etwas von der ruinösen Wirkung seiner Zigaretten; er wollte, kurz gesagt, von morgen ab überhaupt nicht mehr rauchen. Wie er davon sprach, starrte er unablässig auf Bransen und prägte sich alles ein, was dieser tat. Als Bransen im Begriff war, sein Serum in die Duschvorrichtung zu gießen, sprang er plötzlich auf und rief: „Halt!"

„Bitte, Herr Professor?"

Hirnbringer machte seine Augen ganz klein und blinzelte schlau, als wenn er einem Wechselfälscher auf die Spur gekommen sei. Er steckte eine Zigarette in Brand und rauchte hastig ein paar Züge. „Warten Sie noch einen Augenblick. Haben Sie eine Kochsalzlösung da?"

Bransen deutete auf eine Schale.

„Ich will ganz sicher gehen," sagte der Professor mit gründlichem Mißtrauen. „Beweisen Sie mir erst mal, daß dies Herz auf Kochsalz nicht mehr reagiert. Bitte, gießen Sie die Lösung in die Dusche."

Es geschah, doch das Herz reagierte nicht.

Hirnbringer griff nun selbst nach Kalium, Kalzium und Magnesium und mischte die Salze in eine erwärmte Retorte.

Bransen wurde immer heiterer; natürlich rührte sich das Herz auch diesmal nicht.

Da schrie Hirnbringer in äußerster Erregung: „Wollen Sie wirklich behaupten, Mensch, daß Ihr Karol imstande ist, dies verfallene Herz arbeiten zu lassen!?" Er blickte Bransen wutentbrannt an, er blickte wutentbrannt auf die Flasche mit dem Serum.

Dann herrschte eine bleierne, nervöse Stille zwischen den schwarzbelegten Glaswänden. Weder der Mond noch die Sterne waren zu sehen. Nur ein verschleierter violetter Feuerschein lag in der Ferne. Und eben aus dieser Ferne drang das Donnern des nächtlichen Berlin.

Bransen goß das ölige rote Serum in die Duschvorrichtung. Er öffnete den Hahn, so daß die Lösung durch die Schläuche in die Adern rann. Hirnbringer stützte das Kinn in die Hand, er saß wie leblos da; Bransen war gleichfalls zu einer Statue verwandelt und starrte.

Man sah, wie das rote Serum in die linke Vorkammer des Herzens sickerte, bis es den hohlen Raum ausfüllte. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo die Herzmuskeln in Tätigkeit treten sollten, um das künstliche Blut in die untere Kammer zu pumpen. Bransen biß die Zähne auf die Unterlippe . . . seine Gewißheit zitterte plötzlich . . . was war!?

In die Stille erklang das Hüsteln Hirnbringers. Zwischen den Falten seiner Stirn stand geschrieben: habe ich es nicht gleich gesagt?

Bransen regulierte den Zustrom des Serums. Und nun zog sich die linke Kammer zusammen, preßte die Muskelklappe nach unten auf und trieb das künstliche Blut in die untere Kammer. Die untere Kammer pumpte die Flüssigkeit nach oben in die große Ader hinein, und aus der abgeschnittenen Ader ergoß sich ein fortwährender Strom in die bereitgestellte Schale.

Das Herz schlug!

Bransen sagte leise zu dem staunenden Professor hin; „Bedarf es noch eines anderen Beweises?"

Hirnbringer hüstelte nicht, er bellte plötzlich! Aus seiner Kehle drangen unartikulierte Laute, als ersticke er. Wenn er nicht vollständig gelähmt gewesen wäre, so wäre er jetzt Bransen um den Hals gefallen und hätte ihn umarmt!

„Glauben Sie mir jetzt?" fragte Bransen im Rausch des Siegers.

Der kleine, alte, nervöse Mann stand auf und wanderte ein paarmal durch den langen Raum. Er kühlte sein Gehirn ab! Und sein Kopf wurde ganz kalt. „Ich glaube Ihnen immer noch nicht!" sagte er dann langsam, gedehnt, eisig. „Wer sagt mir, daß Sie kein Schwindler sind!? Wer sagt mir, daß Sie dies Herz nicht präpariert haben?"

Er setzte seine Wanderung fort und erwartete, daß Bransen etwas entgegnete. Aber Bransen sagte nichts. Eine Viertelstunde lang wurde kein Wort gesprochen. Nach dieser Viertelstunde sagte der kleine Mann mit einer ganz heiseren, erschöpften Vogelstimme: „Ihr Experiment besagt gar nichts. Das war kein Beweis. Ich will Sie aber noch nicht verdächtigen, ich werde abwarten. Sie werden morgen von mir hören. Leben Sie wohl."

Bransen begleitete den Professor die vier Treppen zum Erdgeschoß hinab und schloß ihm die Tür auf. Als er zurückkehrte, fand er im Laboratorium den Hut des Professors; er hatte ihn vergessen. Auch Bransen hatte nicht bemerkt, daß Hirnbringer barhäuptig gegangen war.

Am nächsten Vormittag war es Bransen unmöglich zu arbeiten. Er unterhielt sich mit Rudi, der einen schulfreien Tag hatte; mitten in der Unterhaltung läutete es.

„Sieh nach, wer da ist," sagte Bransen.

Rudi kam mit Professor Hirnbringer zurück.

„Verzeihen Sie vielmals die Störung," begann der Professor und suchte mit den Augen den Raum ab „Habe ich hier vielleicht meinen Hut vergessen?"

„Hier ist er!"

Hirnbringer dankte und drehte den Hut in der Hand. „Ich komme nicht nur deswegen," hüstelte er mit einem geheimnisvollen Unterton. „Ich habe mir vorgenommen, Sie coram publico zu entlarven."

Bransen schüttelte sich vor Lachen; als der Professor aber wieder hinaustrat, hörte er auf dem Flur Stimmen, und er lachte nicht mehr. Er sandte Rudi fort, der betrübt ging.

Hirnbringer kam nicht allein zurück; er war nun umgeben von Vollbärten, Hornbrillen, Glatzen, erregten

Augen. Es war eine Frau darunter, die wie eine Vogelscheuche in Ekstase aussah, ein Mann, der einen Bauch besaß, daß er sich kaum durch die Tür zwängen konnte. Dieser Bauch war berühmt: Prof. Schwamm.

Bransen war starr vor Erstaunen.

Hirnbringer stellte die mitgebrachte Gesellschaft vor; er nannte Namen, die zu den bekanntesten der Wissenschaft gehörten. Die Gesellschaft verhielt sich äußerst reserviert; die Leute standen mit den peinlichen Mienen von Inquisitoren da. Nur die Vogelscheuche trat auf Bransen zu und drückte seine Hand. „Ich erwarte viel von Ihnen," sagte sie mit tiefer männlicher Stimme. „Herr Herolder, Ihre Entdeckung ist die größte aller Zeiten!"

Hierauf sprang ein karierter Herr aus der Gruppe und näherte sich dem noch immer Starren. „Redakteur Tuser," stellte er sich vor. „Gestatten Sie bitte, daß ich bleibe. Ich werde alles tun, um Sie zu lancieren." Und Bransen entdeckte einen photographischen Apparat, den der Mann in der Hand hielt.

Professor Hirnbringer sagte, daß Herr Herolder glaube, eine Entdeckung gemacht zu haben. Er, Hirnbringer, habe nun selbst das geeignete Material für das Experiment mitgebracht, das Herr Herolder anstellen werde.

Bransen faßte sich, und zog den Professor in eine Ecke. „Bedaure," sagte er. „Ich gestatte nicht, daß jemand anders als Sie dem Versuch beiwohnt. Meine Experiment, mein Serum und meine Idee bleiben solange geheim, bis ich meine Arbeiten abgeschlossen habe."

Es nützte nichts, daß Hirnbringer ihn beschwor, und daß sich die Gesellschaft bereit erklärte, ihr Ehrenwort auf Diskretion zu geben, es war umsonst, daß ihm Redakteur Tuser den Himmel auf Erden versprach: Bransen war ein harter Bursche mit einem noch härteren Schädel und wollte vorläufig nichts mit der Oeffentlichkeit zu tun haben.

Die Gesellschaft zog schon ab, da schloß die Vogelscheuche einen Kompromiß. Sie verhandelte mit Bransen und erreichte, daß sie sowie ihre Freunde im Flur auf Hirnbringer warten durften. Als Bransen das Herz untersuchte, das Hirnbringer mitgebracht hatte, bemerkte er, wie die Tür halb geöffnet wurde und die Linse einer Kamera hereinschielte. Er verschloß die Tür.

Und siehe: der Versuch gelang abermals.

Da stürzte sich der Professor wie ein entfesseltes Element auf den Flur, riß die Arme in die Höhe und brüllte mit seiner kleinen Stimme: „Es stimmt, bei Gott, es stimmt! Er hat's gefunden!"

Jetzt entstand eine Aufregung, die fast einer Panik glich. Die Herren der Wissenschaft standen entwurzelt, entthront da, mit aschfahlen Gesichtern: sie waren gezwungen, zu Bransen emporzusehen. Professor Schwamm fiel in den nächsten Sessel und hielt die Hände wie zum Gebet über seinen Bauch gefaltet. Die Vogelscheuche aber riß Bransen in die Arme und kreischte: „Herr, du mein Schöpfer! Der Mensch hat über Gott gesiegt!"

Tuser hatte sich bereits des Telephons bemächtigt und gab einen kurzen Bericht an sein Blatt, mitten drin wandte er sich mit dem Hörer in der Hand an Bransen und schrie fragend: „Karol, wie?"

„Karol!" schrie Hirnbringer anstatt seiner zurück.

Tuser erwischte einen Jackettknopf Bransens und tuschelte ihm ins Ohr: „Bitte eine Erklärung, eine kurze, prägnante Erklärung! Was bezweckt Ihr Karol? Was wollen Sie mit Ihrem Karol?"

Bransen erwiderte lachend: „Mein Karol ist imstande, hundert Menschen auf einmal durch Fernwirkung zu töten."

„Wunderbar!" rief Tuser und brüllte die Erklärung in den Apparat.

Dieser Witz Bransens stand tatsächlich am selben Abend in der Zeitung, zusammen mit einem Bild Professor Hirnbringers, der sich anerkennend über die Entdeckung des Herrn Herolder geäußert habe.

*

Professor Hirnbringer sagte sehr ernst: „Ich gestehe, daß Sie einen Teil von dem gehalten haben, was Sie versprachen. Ihr „Karol" ist imstande, ein „vigantes" Herz schlagen zu lassen. Das ist eine abnorm gewaltige Sache. Aber wie wollen Sie beweisen, daß Ihr Serum eine blutgleiche Flüssigkeit enthält und wie, daß Ihr Serum die Gerinnung des Bluts und die Zersetzung der Zellen nach eingetretenem Tode verhindert?"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich meine Arbeiten noch nicht abgeschlossen habe, Professor Hirnbringer," entgegnete Bransen. „Die fehlenden Beweise kann ich erst in etwa drei Monaten erbringen."

„Und so lange verlangen Sie von mir, daß ich über Ihre wunderbare Entdeckung schweige?"

„Gewiß."

„Wissen Sie auch, Herr," fuhr Hirnbringer auf, „was Sie mir zumuten? Ihr Serum kann jetzt schon der Wissenschaft unschätzbare Dienste leisten, und ich soll eine so gewaltige Entdeckung der Wissenschaft verheimlichen?"

„Ich habe das Serum gefunden und nicht Sie," sagte Bransen. „Es steht bei mir, wann ich an die Oeffentlichkeit trete."

Ein andermal kam der Professor mit einem hageren, nachdenklichen Menschen an, der offensichtlich ein Einsamer und Schweiger war. Es war der Chemiker Blom, und der Professor empfahl, diesen Mann zur weiteren Arbeit heranzuziehen. Nun, Bransen wollte sich die Sache überlegen; vorläufig schickte er den Herrn Blom fort.

In den nächsten Wochen erhielt Bransen ganze Pakete von Briefen; Aerzte und Gelehrte aus allen Teilen Deutschlands boten ihm ihre Hilfe an. Manche meinten, daß das erstrebte Ziel Bransens unerreichbar wäre; unter zehn Briefen aber war immer einer, der Hals und Bein darauf schwor! Nun lag die Sache so, daß niemand genau wußte, was Bransen bezwecke; es war lediglich bekannt, daß es etwas sei, was an Wunder grenze. Selbst Professor Hirnbringer war sich durchaus nicht klar darüber, was Bransen sich für ein Endziel gesteckt hatte. Das Publikum jedoch, welches die Zeitungen las, griff das kommende Thema noch nicht auf; solange es nicht wußte, was das „Karol" eigentlich bedeutete, interessierte es sich nicht für das geheimnisvolle Serum.

*

Bransen suchte jetzt unermüdlich nach dem unbekannten Faktor x, der sein Serum ergänzen sollte. Tagelang kam er überhaupt nicht aus dem Laboratorium heraus; er saß dann ohne Unterbrechung über eine Porzellanschale gebeugt und versuchte, eine präparierte Blausäurelösung mit seinem Serum zu verbinden. Ferner arbeitete er in der Anatomie mit Toten. Er war dem Faktor x auf der Spur, ohne ihn greifen zu können! Einmal wurde die noch lebenswarme Leiche einer jungen Frau eingeliefert, die sich erschossen hatte. Der Leichnam sollte von Gerichtsärzten seziert werden. Bransens Augen blitzten wie Scherben. Er schlich sich entschlossen in den Totensaal und befühlte die Leiche. Vielleicht war die Zersetzung der Zellen noch nicht eingetreten. Er ritzte eine Ader auf und ließ das noch lebenswarme Blut in eine Schale fließen. Hierauf mengte er dem gewonnenen Blut ein paar Tropfen seiner Blausäuretinktur bei, um die Gerinnung des Blutes zu verhindern. Das Experiment mißlang. Er gab nun die Blausäure auf. Es war nichts mit ihr anzufangen!

Doch Bransen verzagte nicht, obwohl das Ziel in ungewisser Ferne stand. Er war gewillt, mit seinem Schädel durch die Wand zu rennen, und war überzeugt, daß die Wand zerbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Das sterbende, aber auferstehende Morgenland.

Ein Ausflug nach dem Orient.

Von Paul Keller.

Ach, lieber Pikkolo Fritz Schulze vom „Goldenen Stern", wenn du Trinkgeld bekommen hattest oder wenn du im Hotel oder bei deiner Mutter etwas geklaut hattest, dann gingst du nach einer finsteren Buch- oder Papierhandlung und kauftest dir einen bunt bemalten Schmöker, dessen Titel etwa lautete: „Schwüle Harems-nächte" oder „Der wüste Sultan" oder „Verschleierte Hetären" oder „Geheimnisse des Serails" oder „In den Sack gesteckt, im Bosporus versenkt, aber von einem edlen Delphin gerettet". Du hattest Ge-legenheit, lieber Pikkolo Fritz Schulze, in illustrierten Zeitschriften, die in deinem Lokale ausliegen, solche Bücher empfehlend angezeigt zu finden, damit deiner blühenden Jugend weitere Lebenswege gewiesen würden. Im Buchladen, wo solch interessante Ware zu haben war, begegnetest du nicht nur deinem Schulfreunde Emil Kabiersche, der Oberlaufjunge der Firma Meyer ist, sondern auch verschiedene Male Fräulein Senta Grabsch (Firma Fips & Co.), und einmal Frau Sänger, die eine hochrespektable Hausbesitzers-gattin ist; sogar einer uniformierten Krankenpflegerin bist du einmal begegnet. Sie alle kauften von der paprizierten Türkenkost, die in Berlin-Moabit zubereitet wird.

Schulze, dir ist ein Rettig vorgerieben worden! Soviel Sinn-lichkeit, wie du nach den Witzblattannoncen erschnubbern wolltest, gibt es im Orient gar nicht. Die Sultane waren entweder Hau-degen, die sich im Felde herumtrieben, oder faule, dicke Gesellen, die mit ihren hundert Weibern, wovon neunzig alte Schachteln waren, nichts anzufangen wußten. Tanzen konnten diese Frauen-zimmer bestimmt nicht; dafür waren sie zu fett und zu träge. Schulze, du hast dein Geld vergeudet, wärst du lieber in den spannenden Film gegangen: „Von der Schlange gebissen, vom Hai verfolgt", da wäre dein Geld immerhin noch besser angelegt ge-wesen.

*

Das heutige Konstantinopel entwickelt sich zu einer ganz modernen Stadt, und zwar im Eiltempo. Autos durchrasen die Straßen in solcher Menge, daß es schwierig ist, einen Augenblick zu erhaschen, ohne Lebensgefahr die Straße zu überqueren. Ein modernes Geschäft reiht sich ans andere, Speisehäuser sind da, die den luxuriösesten Restaurants von Berlin nichts nachgeben. Aber — auch im modernsten Lokal sind Katzen. Beim Buchhändler schnurren sie auf den Auslagen, beim Apotheker kriechen sie durch die Regale, im Modeladen springen sie der schönen Käuferin auf den Schoß, dem Barbier krabbeln sie durch die Beine, auch im Luxusrestaurant „Turquoise" machen sie ihre Visiten von Tisch zu Tisch. Manchmal sieht man eine schöne Angorakatze, aber nur höchst selten. Diese schönen Tierchen werden alle ins Ausland verkauft.

Warum so viele Katzen? Befehl von Kemal Pascha, dem unbeschränkt regierenden Präsidenten der Türkei. Fort mit Mäusen und allem Ungeziefer, Sauberkeit in den Häusern und auf den Straßen. Das ist das erste Anzeichen vom Verfall des Morgenlandes — der vielbesungene, sprichwörtlich gewordene orien-talische Schmutz fehlt. Schade, er wirkte doch so malerisch, er gehörte so zum Bilde! Aber Kemal fegt mit eisernem Besen. Es fehlt noch vieles andere, das uns vom Orient her vertraut ist. Kein Mann, außer wenn er Hodscha (Geistlicher) ist, darf mehr einen Fez oder Turban tragen. Es gab in früherer Zeit einen türkischen Fluch, der hieß: „Allah soll dir einen Hut aufsetzen!", d. h. du sollst aus der Gemeinschaft der Rechtsgläubigen ausge-stoßen sein. Jetzt hat jeder Türke einen Hut oder eine Mütze auf. Nur die Geistlichen tragen noch den Turban mit der weißen Priesterbinde.

Eine Großtat sondergleichen hat Kemal Pascha geleistet durch die Befreiung der Frau aus jahrtausendlanger Sklaverei. Nie-mand im Abendland hat das martervolle Dasein dieser armen Geschöpfe ermessen können, die, eingesperrt in schlimmere Käfige als die Tiere sie haben, seelenlos, freiheitsberaubt, keinen anderen Lebenszweck hatten als den Geilheiten eines ungeliebten Gatten zu dienen, zusammen mit anderen Leidensgefährtinnen, die sich gegenseitig haßten. Was nutzte es, daß der Mann für alle arbeitete, was nutzten seidene Lotterbetten und Zuckerwerk — das Fenster war ja, die ganze schöne Gotteswelt war versperrt, keine Kinderseligkeit mit Spiel im Freien, keine Liebe zum selbstge-wählten Manne, Mutterschaft zwischen neidischen Rivalinnen, was war das für ein jammervolles Dasein! Niemand hat geglaubt, daß das jemals anders werden könnte. Der hysterische Mohammed mit seinem furchtbaren Gesetzeszwange, die Armen der Finster-nis, die fanatischen türkischen Priester, die ein Weib, das sich un-verschleiert auf der Straße zeigte oder nur einmal den Kopf zum Fenster herausgesteckt hätte, erschlagen hätten, das war eine Zwingburg, von der jeder annahm, sie sei niemals zu schleifen. Und doch ist es einem Titanen gelungen, die türkische Frau zu erlösen. Also sprach Kemal Pascha:

Die Frau ist frei. Der Schleier fällt. Die Haremsgitter sind herabzureißen. Die Vielehe ist *verboten*. Die Frau darf die Moschee in ihrem Haupteile betreten, sie darf Theater, Kinos, Konzerte besuchen, sie darf sich ihren Gatten selbst wählen, sie darf in Büros, gewerblichen Betrieben aller Art arbeiten; sie darf an der Universität studieren, auch im Ausland, sie darf staatliche Aemter verwalten, sie ist wahlberechtigt, selber wählbar fürs Par-lament; sie hat alle Rechte des Mannes. Wer gegen dieses Gesetz sündigt, wer etwa eine unverschleierte Frau beleidigt, kommt auf kürzestem Wege ins *Zuchthaus*, auch wenn er Priester ist.

Freilich, wer als Pilgrim nach Byzanz kommt wie ich, dem wird vieles fehlen von der geheimnisvollen, bunten, von tausend und einem Märchen umsponnenen, sagenhaften Pracht. Turban und Fez sind nach Deutschland verbannt auf den Karneval, auch die verschleierten Frauen, die Sultane, Paschas und Eunuchen.

Zwiefaches Gefühl! Da versinkt eine alte romantische Zeit in ewigen Tod. Das Neue kommt und kündigt sich mit kalten, scharfen Lichtstrahlen an. Kündigt es wirklich einen glücklichen Tag oder nur ein endloses Jagen, Kämpfen und Toben um Gold und Lust? Leben oder Märchen, Traum oder Wirklichkeit — was ist das Edlere, was ist das Schönere?

Aus dem Februarheft der von Paul Keller heraus-gegebenen Monatsschrift „Die Bergstadt" (Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau).

Neuseeländische Sagen.

Die Maoris sind nicht nur ein kriegerischer Stamm, sie sind auch ein Stamm der Dichter; das künden ihre Sagen, die im Volks-munde erhalten geblieben sind, nur durch mündliche Tradition. Reich an Göttern ist ihre Sagenwelt — in dieser Beziehung an die der Griechen und Römer erinnernd —, denn jede Naturkraft war in einem göttlichen Wesen repräsentiert. Die Götter wohnten in dem blauen Himmel, in Sonne und Sternen, in Wolken und Regenbogen, im Gewitter, im Tageslicht und in der Nacht in Meer und Erde. Es gab Götter des Sommers und des Winters, des Ost- und Westwindes.

Die Götter haben menschliche Gestalt, und die Menschen stan-den in freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen. In allem, was sie unternahmen, riefen sie den Schutz der Götter an. Dazu brauchten sie aber weder Tempel noch Götzenbilder und Feiertage, sie standen mit ihren Göttern auf vertrautem Fuß und konnten ohne besondere Zeremonien zu ihnen gelangen wie zu sehr guten Freunden. Das ist ein herrlicher Standpunkt, den ein Volk ein-nimmt.

In den unzähligen Sagen kommen neben den Göttern auch Ungeheuer, Drachen, Kobolde, Gespenster und Geister vor. Eine besondere Scheu hatten die Maoris vor den hohen Bergen, wo nach ihrem Glauben die „Patupas" hausten, die riesenhaften Geister des Volkes, das vor den Maoris das Land bewohnt hatte. Auch Binnenseen und Meer waren ihnen nicht geheuer, denn hier tauchten die „Taniwhaer" auf, und zwar meist in Gestalt von Hai-fischen. In den Klippen aber lauert das krokodilähnliche furchtbare Ungeheuer Ngarara, das sich auf den Wanderer stürzt.

Auch von den Menschen selbst, ihren Sitten und Gefühlen berichten die Sagen. Die Kunst des Sagenerzählens war ein be-sonderer Beruf, der von den Ausübenden zu hoher Bedeutung ge-steigert wurde. An den langen Regentagen und an Winterabenden waren diese Sagenerzähler hochgeehrte Gäste, die die Zeit ver-kürzten und von alten und neuen Heldentaten sangen.

Die Kunst des Gesanges wurde von den Maoris ebenfalls gepflegt. Das Volk sang Hymnen an die Götter, sang bei der Ar-beit leichtere Lieder, sang auch bei Spiel und Tanz. Sogar für den Kampf gab es besondere Kriegsgesänge, die von leidenschaft-lichen Gebärden begleitet wurden.

Die Schöpfungsgeschichte der Maoris hat ihre besonderen Schönheiten und Tiefsinnigkeiten, weshalb wir sie hier wiedergeben wollen.

Rangi und Papa, der Urvater und die Urmutter, Himmel und Erde, lagen im Anfang aufeinander, und für ihre Kinder war es eng und dunkel. Diese berieten deshalb, was zu tun sei, um Licht um sich zu verbreiten und sich auf der weiten Erde tummeln zu können. Tuma-tauenga dagegen, der Vater der Wälder, riet, die Eltern nur zu trennen. „Rangi," sagte er, „muß uns ein Fremder werden, Papa aber muß als nährende Mutter bei uns bleiben." Damit waren die Brüder einverstanden, nur Tawhiri-matea, der Gott der Stürme und der Winde, wollte die beiden Gatten nicht getrennt sehen.

Aber die anderen Brüder begannen die Trennungsarbeit. Zuerst machte Rongomatana, der Gott der Aecker, einen Versuch, Rangi von Papa zu trennen, aber vergebens. Dann kam Tangora, der Gott der Fische und Reptilien, und der wilde Tuma-tauenga, der Gott und Vater der starken Menschen, — aber alle ihre Be-mühungen waren vergeblich. Da setzte Tannemahuta, der Vater der Wälder, seine Kraft ein. Er stemmte das Haupt gegen Papa, hob mit den Füßen Rangi empor und trennte also wirklich, trotz ihren Klagerufen, Himmel und Erde und führte sie immer weiter auseinander, bis sie auf ewig getrennt waren. Da ward es Licht, und im Licht begannen Leben und Bewegung. Aber auch eine nie-mals endende Fehde brach zwischen den Kindern aus, als Urvater und Urmutter von einander getrennt waren. Tawhiri-matea, der Gott der Winde, wollte seinen Vater nicht verlassen. Er folgte ihm in die Höhe und überfiel die Wälder Tane-mahutas mit Wirbel-winden und Unwetterwolken, mit Blitz und Donner, und entwurzelte die Blume. Er peitschte den erschrockenen Tangaroa, den Gott des Meeres, und jagte Fische und Gewürm aus der Tiefe, daß sie auf dem Lande und in seinen Gewässern Schutz suchten. Das Meer forderte die Flüchtlinge zurück, und der Krieg zwischen Meer und Land brach aus. Der Gott der Wälder gab den Menschen Boote und Netze, um das Meer und seine Kinder zu bezwingen und zu vernichten. Das Meer ließ die Boote kentern, überschwemmte Fel-der und Dörfer, unterwusch die Bäume und riß sie mit Vögeln und allem, was in ihren Kronen lebte, in die Wogen hinein.

Aber die Liebe zwischen den Eltern, zwischen Urvater und Urmutter, blieb trotz der Trennung ewig die gleiche. Rangi blickt mit blauen Augen auf Papa nieder. Die tiefen, warmen Seufzer ihrer Brust steigen zu ihm empor. Von den bewaldeten Berghöhen und den tiefen Tälern heben sie sich zum Himmel, — die Menschen nennen das Nebel. Und wenn der Himmel in den langen Nächten über die Trennung von der Geliebten klagt, vergießt er tausend schimmernde Tränen, die auf ihren Busen niederfallen, — die Menschen nennen es Tautropfen.

Zu spät.

Diese kleine Geschichte ist eine wahre Begebenheit, die sich an der polnischen Grenze zugetragen hat. Sie geschah vor nicht allzu langer Zeit, als der Schnee die Erde deckte.

Ein Liebespaar, dessen Eltern sich gut standen und in der Wronn (Abbau) wohnten, wollte in den Ehestand treten. Es wurde der Tag der Hochzeit festgelegt und die Gäste eingeladen. Von einem Zentner Mehl wurde Kuchen gebacken; ein Schwein und ein Kalb wurden geschlachtet.

Der ersehnte Tag der Freude war gekommen, das Haus schön mit Blumen und Girlanden geschmückt. Zahlreiche Verwandte waren als Gäste zum Hochzeitsschmaus erschienen. Am Vormittag fuhr die Kutsche vor, das junge Paar nebst Zeugen stiegen ein, und es ging zum Standesamt. Um drei Uhr nachmittags sollte die kirchliche Trauung stattfinden. Mehrere Kutschwagen hielten um zwei Uhr vor dem Hause. Die Geladenen, Eltern und Schwiegereltern, Geschwister und das Ehepaar stiegen ein und es ging zur Kirche. Der Weg führte durch Wald und Feld. Der Bräutigam aber schaute weder nach rechts noch nach links. Seine Augen waren nur auf den Kutscher oder die Pferde gerichtet. Plötzlich steht er im Wagen auf und ruft zu dem Kutscher:

„Halt, halt, halt! Halten Sie mal!"

Springt aus dem Wagen und schreit den anderen fahrenden Gästen zu:

„Ich hob mersch überlägt, — ich heirate nicht!"

Wenige Wochen vergingen. Der Bräutigam sah den entstandenen Schaden ein; es half ihm auch weiter nichts, er war doch Ehemann geworden und die kirchliche Trauung fand dann in aller Ruhe und im engen Kreise statt.

Ein vorsichtiges Tippfräulein.

Ein berühmter Romanschriftsteller stand an einem wichtigen Abschnitt seines Lebens: Er hatte eine neue Sekretärin engagiert. Die junge Dame war, ehe sie die Stellung bei ihm antrat, in gleicher Position bei einem bekannten Feuilletonisten gewesen.

Als ihr der Romanschriftsteller das erste Mal etwas diktierte, unterbrach er sich und fragte sie: „Sagen Sie, liebes Fräulein, wenn Ihr voriger Chef, mein verehrter Kollege, etwas diktiert hat, hat er Sie dann manchmal um Ihre Meinung gefragt?"

„Jawohl," antwortete die junge Dame, „und ich habe ihm immer gesagt, es sei wunderschön."

Der Romancier lächelte und meinte: „Nun, Sie scheinen in Ihrem literarischen Urteil nicht besonders wählerisch zu sein."

Worauf die Jungfrau naiv und mit erstaunten Augen meinte: „Ach Gott, das schon. Aber wenn ich ihm gesagt hätte, daß mir der Artikel nicht gefällt, hätte er mir doch vielleicht noch einen anderen diktiert!"

Wiener Zoll.

Von Jo Hanns Rösler.

(Nachdruck verboten.)

Es war in Wien, im Februar 1928. Da wollte ich einen gebrauchten Radioapparat über die Grenze bringen. Stieß auf hundert und tausend Schwierigkeiten. Einführung eines Radioapparates war verboten gemäß §§ 123 a und 987 b. Andererseits war erlaubt, alles einzuführen gegen Kaution, gemäß §§ 3456 c und 658 d, soweit nicht §§ 918 e und 746 d dagegen standen. Sie standen dagegen. Aber selbst dann, wenn §§ 918 e und 746 d gegen §§ 3456c und 658d standen, waren nach § 887f für Gewerbetreibende Berufswerkzeuge, gemäß § 977 l, frei. Nun war aber die Verordnung vom Jahre 1919, somit befanden sich Radioapparate nicht darunter, die ich als Berichterstatter, wie Schreibmaschine, Füllfeder, Schere, als Berufswerkzeuge benötigte und demzufolge frei hatte.

Fünfzehn Beamte zerbrachen sich den Kopf und wälzten Vorschriften. Fünfzehn Beamte bemühten sich und telephonierten.

Das dauerte zwei Stunden. Dann war man sich soweit im klaren, daß ich 200 Schillinge als Kaution geben sollte, und 40 Schillinge Zoll. Bei Ausfuhr bekäme ich alles zurück. Damit erklärte ich mich einverstanden. Ging an die Kasse. Dort erfuhr ich, daß man sich um eine Stelle verrechnet habe und es nicht 200, sondern 2000 Schillinge ausmache. Daraufhin verzichtete ich auf die Einfuhr und bat, meine Sachen zusammenzupacken.

Und da kam mir Hilfe.

In Gestalt einer kleinen Bleistiftspitzmaschine, die neben dem Radioapparat lag.

„Was san denn dös?"

„Eine Bleistiftspitzmaschine."

Da wurden plötzlich fünfzehn Beamte zu Menschen und fünfzehn zu Kindern. Aus allen Winkeln des Zollhauses brachten sie ihre Bleistifte, steckten sie in die Maschine und drehten sich lustig schöne Spitzen. Gedrängt standen sie hintereinander und paßten auf, daß keiner außer der Reihe daran kam. Immer länger wurde die Reihe der Bleistiftspitzsüchtigen. Aus dem benachbarten Rollfuhrunternehmen erschienen die Angestellten, aus dem Stellhause der Bahn, vom Schalter der Fahrkarten und von überall her brachten sie Bleistifte. Lange, schöne Bleistifte und kurze Nuppel, runde, eckige, rote, grüne, gelbe, braune und blaue Bleistifte. Und wenn einer nicht wenigstens fünf Bleistifte zu spitzen hatte, brach er heimlich in der Tasche die Spitze wieder ab und drehte sich begeistert eine neue daran. So trieben die Zollbeamten ihr Spiel eine Stunde und noch länger. Dabei wurden sie immer lustiger, vergaßen ihre Tischzeit, zeigten mir neue Modelle lagernder Pantoffeln, empfahlen mir Wiener Radiohändler und erzählten Witze. Noch einmal versuchte ich, diskret meinen Radioapparat billiger zu bekommen. Aber vergeblich. Da packte ich meinen Bleistiftspitzer zusammen und beauftragte das Amt, den Apparat nach Deutschland zurückgehen zu lassen.

Drei Tage später ruft das Telephon: „Hier Zollamt, . . . bahn. Wir haben uns drei Tage bemüht und erreicht, daß Sie Ihren Apparat ohne Kaution und Zoll freibekommen. Kostet Sie gar nichts. Wann holen Sie sich den Radio?"

Ich bedankte mich und verspreche, morgen zu kommen.

„Aber nicht wahr," sagt er da noch schnell, „Sie bringen uns doch da noch einmal Ihren Bleistiftspitzer mit."

So geschehen in Wien. Februar 1928.

Anekdoten von der Frömmigkeit.

Der verkannte Reuter.

Einem Pastor in Mecklenburg klagte einmal ein alter Mann, daß ihm die Zeit so lang werde. „Mein lieber Freund," sagte der Pastor, „ich werde Ihnen etwas Herzerquickendes zum Lesen schicken." Und er sandte ihm Fritz Reuters humoristischen Roman „Ut mine Stromtid".

Als er sich später bei dem Alten erkundigte, wie ihm das Buch gefallen habe, erwiderte dieser: „Herr Pastor, wenn ich nicht gewußt hätte, daß es Gottes Wort ist, hätte ich mich krank gelacht."

Der Gott der Töpfe.

Der kleine fünfjährige Gustav, der oft zugehört hatte, wenn seine Eltern sich über religiöse Fragen unterhielten, geriet beim Großreinemachen in die ihm sonst streng verbotene Speisekammer. Mit Staunen sah er dort eine lange Reihe von Einmachetöpfen stehen, angeführt von einem riesigen Pökelfleischtopf. Da sagte er zu seiner Mutter: „Nicht wahr, Mutti, der dickste Topp, das is der liebe Gott von die Töppe?"

Billige Predigt.

In der Nähe von Aurich kam zu einem Bauern ein Mann, der bot gedruckte Predigten feil, zehn kurze Predigten für eine Reichsmark. Aber der Bauer sagte: „Warum soll ich für zehn kurze Predigten, die ich dazu erst lesen müßte, eine Reichsmark zum Fenster hinauswerfen, wo ich doch alle Sonntage eine lange Predigt hören kann, für die ich nur einen Pfennig in den Klingelbeutel zu werfen brauche."

Die Vergessene.

Eine alte Frau, die früher fleißig zur Kirche gegangen war, ließ sich dort nicht mehr sehen. Der Pastor hatte einige Jahre Geduld, dann aber suchte er die Alte auf und fragte sie, warum sie denn jetzt die Kirche meide. „Ja, sehen Sie, Herr Pastor," erwiderte die treuherzige Alte, „ich bin jetzt schon fünfundsiebzig. Komme ich in die Kirche, dann sieht mich unser Herrgott und denkt: „Ach, die hast du ja ganz vergessen abzuberufen," und dann holt er mich in seinen Himmel. Und ich möchte doch so gerne noch ein bißchen leben!"

Gelehrtenglaube.

Von Hugo Grotius sagte einmal ein Holländer, er habe die Religion der Gelehrten. Als man ihn fragte, was er darunter verstehe, meinte er: die Gelehrten glauben, was sie wollen.

Kommiß.

Die Rekruten standen angetreten, um „zur Kirche" in den Dom zu wallfahren. Bevor abmarschiert wurde, gab ihnen Sergeant Schwalkereit noch diese Ermahnung:

„Also Kerls, daß Ihr faulen Köppe nicht zu dösen anfängt! Da wird fleißig Entfernung geschätzt, sage ich euch. Von der Kanzel nach dem Ostportal. Von der Orgel bis zum Altar. Von der Kuppel bis zum Taufbecken. Von der Empore bis zum Nordfenster. Schätzen sage ich, immer wieder feste schätzen! Ich werde morgen sehr danach fragen!"

Fröhliche Ecke.

Ertappt. Der Richter maß den angeklagten Schnellfahrer mit strengem Blick. „Sie sind angeklagt, durch allzu schnelles Fahren das Leben ihrer Mitmenschen gefährdet zu haben. Stimmt das, oder nicht?" fragte der Hüter der menschlichen Gesellschaft. — „Sie können selbst am besten darüber entscheiden, Herr Richter," meinte der Angeklagte. „Sie überholten mich in Ihrem Auto, kurz bevor ich vom Schutzmann angehalten wurde."

Schlagender Beweis. In einer Gesellschaft stritt man sich, wer eitler ist, der Mann oder die Frau. Die Damen behaupteten, die Herren seien eitler. Nur eine einzige widersprach, indem sie erklärte, die Männer seien weniger eitel. Das ließe sich gleich beweisen. Der Schönste der Anwesenden habe sogar vergessen, seine Krawatte anzuziehen. — Im Nu griffen sämtliche Herren an ihren Hals . . .

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.